

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 42 (1938-1939)
Heft: 15

Artikel: Was selbstlose Liebe zu vollbringen vermag! : eine Kurzgeschichte aus dem Alltagsleben
Autor: Däster, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich schon der Brand des Gaumens und der Lippen bemächtigt hatte, gedachte sie noch der andern, und flüsternd entrangen sich ihrem Munde die Worte: „Wenn wir an die Menschen in der Wüste denken, im Wüstensand, unter der glühenden Sonne und an ihren Durst — wie gut noch habe ich es dagegen.“ Und dankbar atmete sie den Duft einer Zitrone ein, die ihr als ein letzter, armseliger Balsam gereicht werden konnte. Das war Mutter...

Und als die Glocken zu Allerseelen läuteten, führten wir sie zu Grabe. Der weiße, stille Engel breitet nun mit segnender Gebärde seine Hände über ihr Sterbliches.

Und wieder läuten die Glocken Allerseelen ein. Die dunkeln Zypressen rauschen im spätherbst-

lichen Winde. Asten blühen am Wege, und des Sommers letzte Rosen wellen langsam dahin. Am andern Ufer wölbt sich der Himmel in tiefer Bläue, weithin über fernes, unbekanntes Land... Die goldene, abendliche Wolke löst sich in Schweigen auf. Tod und Verklärung im Raum des Unendlichen.

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Sterne reihen sich an Sterne. Welten an Welten. Bereiche des unerschöpflichen und unsterblichen Lebens...

Hier, Mutter, suchen nun meine Gedanken dich auf. Von deiner mütterlichen Liebe getragen, kommen die deinigen zu mir. So bist du doch Trost und mein Teil...

Hermann E. Ruepfer.

Was selbstlose Liebe zu vollbringen vermag!

Eine Kurzgeschichte aus dem Alltagsleben von Adolf Däster.

Das Leben hatte ihm arg mitgespielt. Als Kind armer Fabrikarbeiter erblickte er in einem verwahrlosten Hause an der Lezigasse in Z., einem aargauischen Landstädtchen, das Licht der Welt. Frühe war er von Hause fortgekommen als Verdingknahe in seine Heimatgemeinde. Seine kränklichen Eltern hatten sich unter Seufzen gefreut, einen Esser am dichtbesetzten Tische weniger zu haben. Wenn andere Kinder auf der Straße fröhlich spielten, mußte er mit dem Vieh hinaus oder Holz im Walde sammeln. Mühe und Plage, Wind und Wetter, Schläge und karges Brot waren sein Los gewesen, solange er nur denken konnte. Vom Sonnenschein der Liebe hatte er nicht viel erfahren. Auch in seiner spätern Lehrzeit bei einem strengen Meister war es ihm nicht gut gegangen. Er gehörte zu den körperlich schwachen und unbeholfenen Leuten, die überall gehänselt und verschupft waren. Später fand er eine Stelle als Arbeiter in einer kleinern Stadt. Aber auch hier fand er wenig Glück. Seine Frau war wohl von Herzen gut, allein sie verstand gar nichts vom richtigen Haushalten. Sie sparte gewöhnlich am unrichtigen Orte, um nachher sinnlos zu vergeuden. Unordnung und Schmutz waren die Begleitzeichen ihrer Person und Wirksamkeit. Kein Wunder, als der Mann das Wirtshaus mit der Zeit lieb gewann! Dort begegneten ihm zuerst Leute, die Empörung predigten wider alles, was hoch und heilig ist im Himmel und auf Erden. Und wie Regen auf dürres Erdreich, so fiel ihre Lehre in sein unzufriedenes Gemüt. Er lernte über Gott spotten und die Besitzenden hassen. Er träumte vom Tag der Vergeltung, an dem

die Reichen den Armen dienen müßten. Und um richtig zu beweisen, wes Geistes Kind er sei, ließ er keines seiner Kinder taufen. Dem Pfarrer aber, der ihn daran mahnte, wies er mit groben Worten die Türe. Die Kirche halte es doch nur mit den Kapitalisten, meinte er. —

Nun aber war bittere Not bei ihm eingelehrt. Er hatte sich an einer Maschine am rechten Arme verletzt und mußte ihn in einer Binde tragen. Und zur nämlichen Zeit erkrankte seine Frau und verfiel in ein heftiges Nervenfieber. Sie in einen Spital bringen zu lassen, wie der Arzt ihm anriet, widerstrebte ihm. Jeden Morgen und Abend kam die Nachbarin, eine alte arme Waschfrau, zog die Kinder an und aus und verrichtete allerlei kleine Dienste. Allein, was konnte dies helfen! Wenn der Mann seine Frau anblickte, die ohne Pflege dalag, daneben die vier verwahrlosten Kinder und das wüste Runterbunt in der Wohnung, dann war er der Verzweiflung nahe.

Eines Tages klopfte es ganz leise an der Stubentür, und herein trat eine Diakonissin, die von mitleidigen Menschen auf das Elend in der armen Arbeiterfamilie aufmerksam gemacht wurde. Der Mann wollte auffahren, als er die schwarze Gestalt mit dem weißen Häubchen auf dem Kopfe sah. Denn sie erinnerte ihn an die Kirche, „die verhasste Helferin der Kapitalisten“, mit der er ein für allemal nichts mehr zu tun haben wollte. Aber im Hinblick auf seine trostlose Lage schwieg er. Mit stillem Wesen fing die Schwester an, zu schalten und zu walten. Sonnenschein ging von ihr aus. Behagen und Gemütlichkeit zog ins armselige Stübchen ein, daß

man gar nicht mehr glauben konnte, in einer Krankenstube zu sein. Die kranke Mutter lag wohlgebetet, und die Kinder sahen nett und sauber aus. Der Arbeiter ging anfangs der Diakonissin finster aus dem Wege. Doch mit der Zeit gewann sie auch ihm das Herz ab. Oft, wenn er das blasser, schmale Gesicht ansah, war es ihm zumute, als sei es ihm längst bekannt und vertraut. Er sann nach, und plötzlich kam ihm ein Bild aus seiner Jugendzeit ins Gedächtnis zurück, sein Konfirmationstag im Dorfkirchlein seiner Heimatgemeinde. Er, der arme, verschupfte Verdingnabe, der nie Zeit zum Lernen gehabt hatte, saß zu unterst; unweit von ihm die Tochter eines Fabrikanten als das oberste der Mädchen. Er hatte sie damals ob ihres Wissens und ihrer feinen Art wie ein Wesen höherer Gattung angestaunt. Später hatte er einmal vernommen, daß sie Diakonissin geworden sei. Und nun hantierte sie in seiner Stube. Allerlei Gedanken kamen ihm in den Sinn: das ehemalige Fabrikantentöchterlein diente bei ihm, der einst ein armer verkostgeldeter Knabe in der gleichen Ortschaft gewesen war! Sie war schön, vornehm, reich, sie hätte ein Leben herrlich und in Freuden führen können. Und nun verrichtete sie niedere Arbeiten, fegte Böden, wusch und kochte.

Was hatte sie denn noch vom Leben! Warum in aller Welt wählte sie dieses anscheinend harte Los? Eines schönen Tages offenbarte er ihr seine Gedanken, zwar scheu und in abgerissenen Sätzen; allein sie verstand ihn doch mit dem feinen Gefühl eines edlen Frauengemütes. Sie sagte ihm, daß es auf dieser armen Erde kein höheres Glück gebe, als zu dienen in aufrichtiger Liebe, zu helfen, aufzurichten und zu trösten! Mit sorgsamem Tacten suchte und fand sie die zerrissenen Fäden des Guten und Göttlichen in der seit vielen Jahren verwahrlosten und verbitterten Seele des armen Mannes. Sie wies ihn hin auf den, dessen Leben ja ein einziges Liebesopfer für uns gewesen ist. Er fing im Buche der Bücher zu lesen an und merkte bald, daß die Kraft und Hingebung der Krankenschwester von dem Stamme, der einst sagte: „Was ihr einem der geringsten unter diesen meinen Brüdern getan, das habt ihr mir getan!“ Und so lernte er langsam wieder an die ewige, dienende und aufopfernde Liebe glauben, weil er edle Menschenhilfe erfahren hatte. Die selbstlose Liebe kann auch den verlassensten und verbittertsten Menschen wieder auf die richtige und gute Bahn bringen; denn die Liebe hofft alles, glaubt alles, duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf! —

Die Schwester.

Skizze von Armela Linberg.

Es ist schon viele Jahre her. Aber ich vergesse es nicht. Und ich vergesse sie nicht, meine erste Oberschwester.

Das Krankenhaus lag in der Eifel — einsam auf dem Berge. Zu seinen Füßen im Tal duckte sich die kleine Stadt.

Ein Herbstabend war's, und rauhe Winde umjohnten die Mauern. Der Blick aus dem Fenster des Verbandzimmers ging über dunstverhangene Hügelkuppen bis zu dem sehr fern erscheinenden rötlich begrenzten Horizont. —

Ein Bräunelind war gebracht worden, zehn Monate alt. Die Mutter hatte es selbst heraufgetragen. Ihr Hof lag sieben Kilometer weit, begraben zwischen Wäldern und Maaren. So schnell ihre wankenden Füße sie getragen, war sie geeilt. Unentwegt dem Sturm entgegen, und zuletzt die siebenundneunzig Stufen empor, die von der Talsohle hinaufführten bis zu uns. Nun leuchtete sie, und ihr Atem ging schwer.

Aber jetzt war sie ja da! Oben! Am Ziel!

Ihrem Kinde, diesem spätgeborenen, einzigen, würde Hilfe zuteil werden.

Mit fliegenden Händen schälte unsere Oberschwester es schon aus seinen regenfeuchten Hüllen. Da lag es, ein kleines, bloßes, angstvoll röchelndes Geschöpfchen, blau angelaufen das Gesicht, die verkrampften winzigen Fäuste, der ganze erbärmliche, in Zuckungen sich windende Leib.

„Instrumente zum Luströhrenschnitt bereitmachen!“ befiehlt die Oberschwester mit ihrer tiefen, sicheren Stimme, während die Mutter, die in einer Ecke auf einem Schemel niedergesunken ist, eintönig leiernd wiederholt: „Helft ihm! Helft ihm! Um Jesu Christi willen, erbarmt Euch!“

„Der Arzt wird sofort da sein,“ sagt die Schwester, während sie eine Kampferspritze gibt und den kleinen Körper durch Rehren, Reiben und Kneten zu beleben sucht. Und sie blickt ein wenig ungeduldig nach der Tür, die auch schon aufgerissen wird.